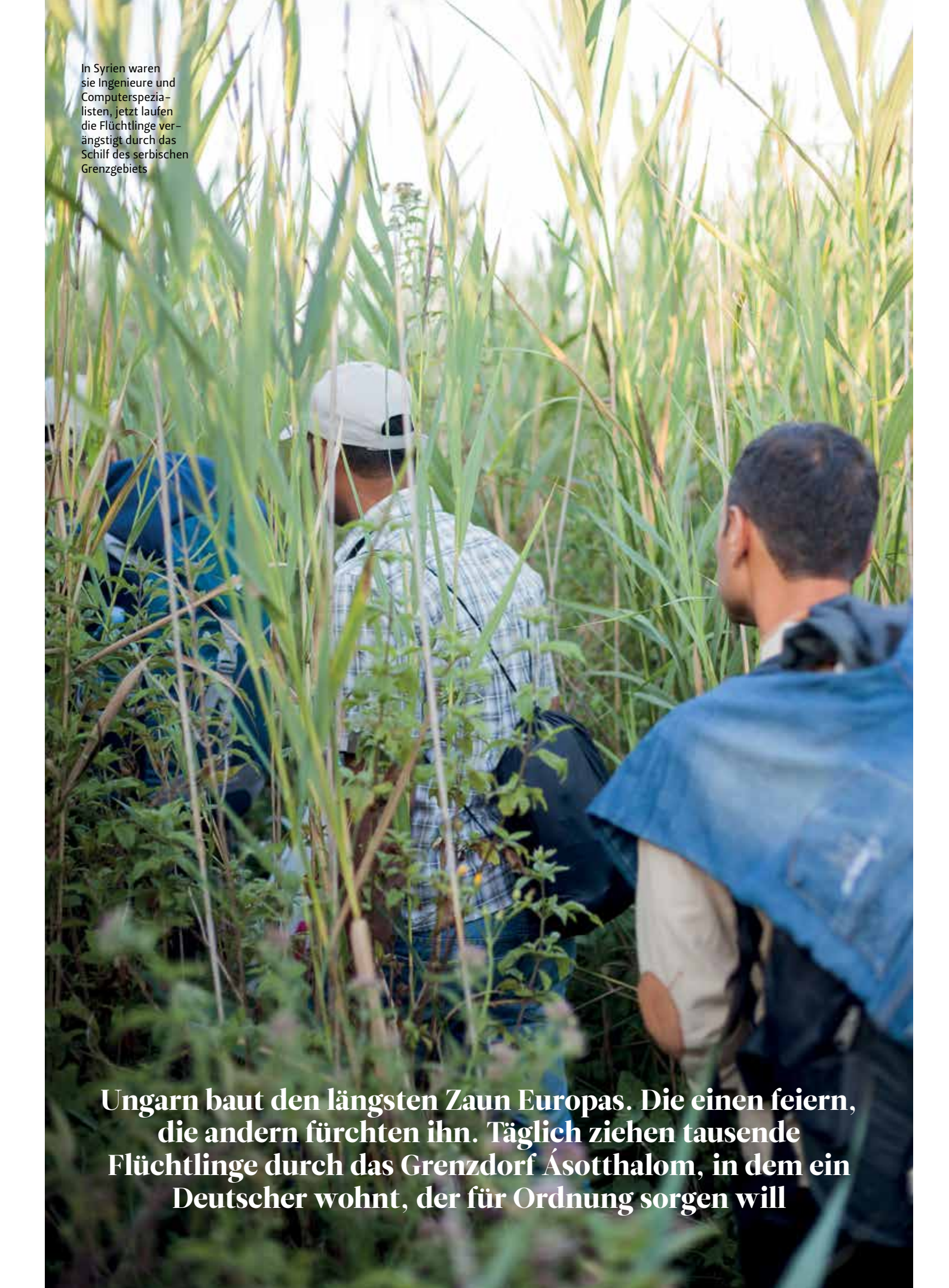


DIE ZAUN-KÖNIGE

TEXT: RAPHAEL THELEN
FOTOS: MARIA KLENNER



Militär-Bulldozer
schlagen Schneisen
in die Landschaft:
Der neue Elserne
Vorhang entlang der
ungarisch-serbi-
schen Grenze wird
175 Kilometer lang

A photograph showing two men from behind, walking through a dense field of tall, green reeds. The man on the left is wearing a white baseball cap and a blue and white plaid shirt. The man on the right is wearing a blue jacket. They appear to be carrying large blue bags or backpacks. The reeds are tall and thin, reaching up towards the sky, which is visible in the background.

In Syrien waren sie Ingenieure und Computerspezialisten, jetzt laufen die Flüchtlinge verängstigt durch das Schilf des serbischen Grenzgebiets

Ungarn baut den längsten Zaun Europas. Die einen feiern, die andern fürchten ihn. Täglich ziehen tausende Flüchtlinge durch das Grenzdorf Ásotthalom, in dem ein Deutscher wohnt, der für Ordnung sorgen will



„Krieg zerstört dich innerlich“, sagt Abdulrahman Nahhas. Deshalb schiebt er Erinnerungen und Gedanken weit von sich und blickt nach vorn

D

Drei Dinge schleppt Abdulrahman Nahhas in seinem Rucksack mit: ein arabisches Gewand, einen Erste-Hilfe-Kasten und ein Paar neue Schuhe. Das Gewand hat ihm ein Freund aus seiner Heimatstadt Aleppo geschenkt, der vor acht Monaten im Krieg verschwunden ist. Der Erste-Hilfe-Kasten ist das Einzige, was von seinem Auto nach einem Bombentreffer übrig blieb. Mit den Pflastern verarztet Nahhas seine wundgelaufenen Füße und die seiner Freunde. Die neuen Schuhe wird er erst in Deutschland anziehen, damit man ihn nicht gleich als Flüchtling erkennt.

Neben diesen drei Dingen begleitet ihn eine weitere Last: die Angst. Aus Angst verließ er seine Heimat, sie verfolgt ihn auf der Flucht und erwartet ihn an seinem Ziel. Nahhas hat Angst vor Menschen wie Heinz Benisch. Der Deutsche lebt in einem kleinen Haus in Ásotthalom, einem ungarischen Dorf an der Grenze zu Serbien. In seinem Garten stehen Gartenzwerge, sein Schäferhund Arco bellt hinterm Lattenzaun, an seinen Motorroller hat er deutsche Kennzeichen geschraubt. Auch Benisch hat Angst vor dieser Welt, die ihm immer fremder wird. Jetzt dringen Flüchtlinge zu Hunderten und Tausenden in Ásottha-

lom ein. Einer von ihnen wird Nahhas sein, der sich auf dem Parkplatz eines Supermarkts in der serbischen Stadt Subotica auf den Grenzübertritt vorbereitet: Richtung Deutschland. Deutschland, das ist für ihn ein bisschen Mercedes-Benz, ein bisschen Bayern München, ein bisschen Angela Merkel. Mit ihm sind elf Millionen Syrer auf der Flucht, mehr als Ungarn Einwohner hat. Weltweit sind es sechzig Millionen Menschen. Es ist der größte Exodus aller Zeiten. Eine Landkarten-App ist ihr Moses.

Nahhas beugt sich über einen Tabletcomputer und starrt auf die App. Seine Welt schrumpft auf den Ausschnitt der Karte. Gelbe Linien und graue Rechtecke, die zwischen seinem Standort und der gestrichelten Linie oben links im Display liegen: die Grenze. Welchen Linien soll er folgen, welche Rechtecke meiden, wo die gestrichelte Linie überqueren? Die Frage lautet auch: Wie entkommt er den Pakistaner-Gangs, von denen es heißt, sie raubten die Flüchtlinge aus? Und an welcher Stelle kann er die Grenze überqueren, ohne dass ihn die ungarische Polizei aufgreift?

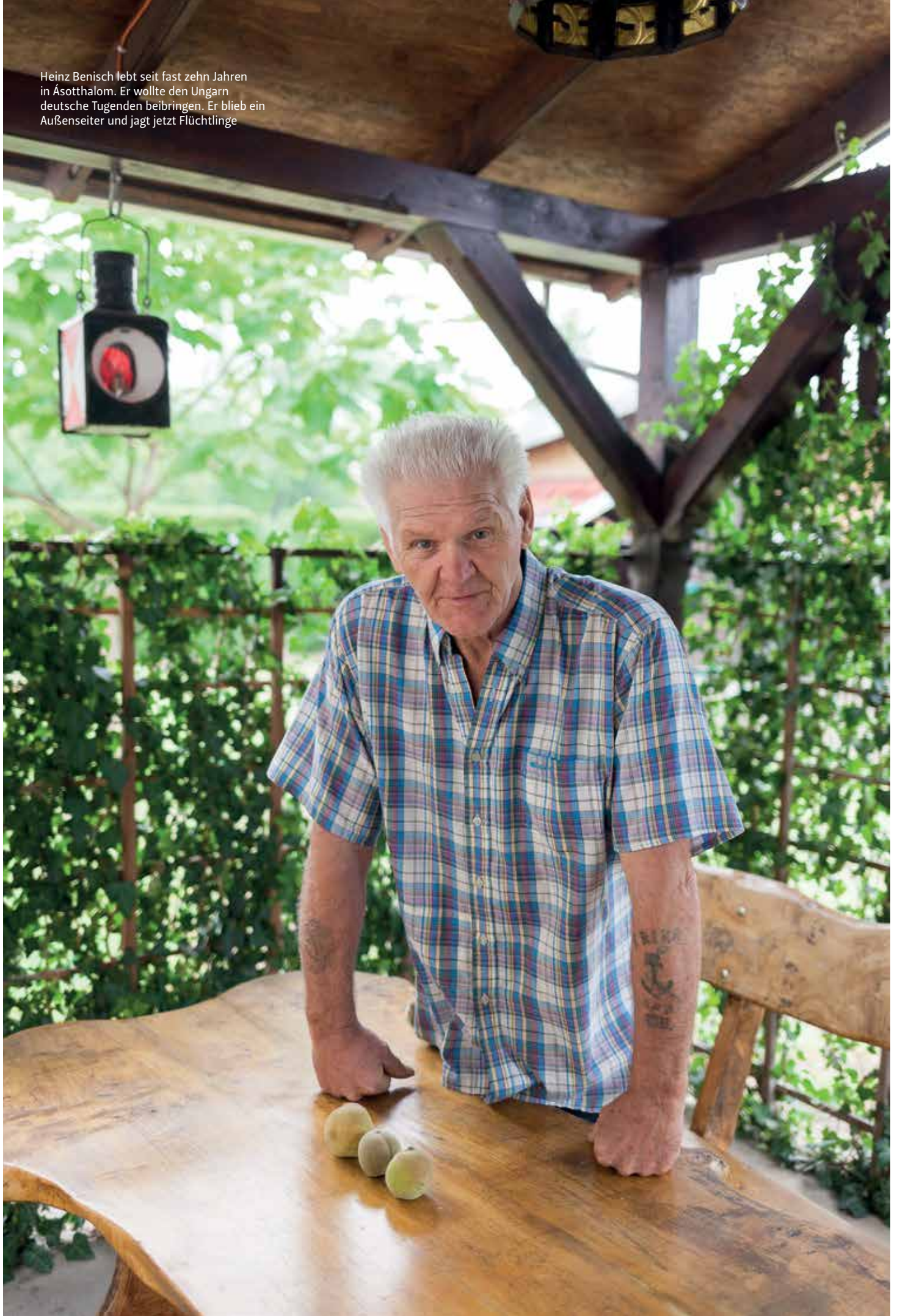
Auf der anderen Seite der Grenze, in Ásotthalom, wo sich die öde Weite der ungarischen Puszta öffnet, schiebt Heinz Benisch seinen Motorroller aus dem Gartentor. Einmal pro Woche macht er eine Kontrollfahrt durch „sein Dorf“, um nach dem Rechten zu sehen. Er hält sich für Deutschlands letzten Außenposten, der seinen „kulturlosen“ Nachbarn die Zivilisation bringt. Bei jeder Tour schnellt sein Puls in die Höhe. Mit wachsender Zahl an Flüchtlingen mehr als sonst.

Seit 2001 lebt er in Ásotthalom, ein Frührentner, der als älter Mann bei einem LKW-Unfall sein linkes Bein verlor. Trotzdem karnte er in den Jahren danach Artischocken aus Sizilien nach Ungarn und während der Balkankriege Schweinebäuche und Rinderhälften aus Jugoslawien nach Deutschland. Schließlich gehörten ihm vier Lastwagen, ein Rennboot und zwei Pferde. „Mein Lastwagen hatte fünfhundertvierzig PS! Das war ein Schlachtschiff“, sagt er. „Wir wurden auch beschossen, ja, aber dafür gab’s gutes Geld!“ Wenn er spricht, schnellten seine Arme hoch, wie bei einem, der Übung darin hat, die Aufmerksamkeit an Stammtischen zu erkämpfen. Er dröhnt, als würde er von dem Kompressor angetrieben, der früher seinen BMW auf 260 Sachen beschleunigte. Damals erwischte ihn die ungarische Polizei. „Ihre Mützen hielten sie mir hin, die vier Typen, in jede musste ich zweihundertfünfzig Euro stecken, um meinen Lappen zu behalten.“ Doch das war früher. Heute fährt er einen Ford Escort. Er erobert nicht mehr die Straßen der Welt, sondern verschanzte sich hinterm Gartenzaun – und hinter seinen Vorurteilen. Sein Stammtisch sind die Kommentarspalten der Onlinezeitungen, in die er Schneisen der Vereinfachung schlägt.

Nahhas ist Teil dieser fremden und unübersichtlichen Welt, die Benisch verunsichert. Früher, das heißt, bevor man in Syrien wegen eines Facebook-Posts gefoltert und gekreuzigt werden konnte, bevor der Krieg ausbrach, arbeitete Nahhas in Aleppo als Computertechniker der syrischen Staatsbahn. „Mein Leben war ein Traum“, schwärmt er. „Ich hatte eine liebe Familie, meine beiden Söhne besuchten eine gute Schule, wir besaßen ein Haus und ein Auto.“ Selbst auf der Flucht versucht er, die Form zu wahren, trägt ein modisch beiges Hemd und achtet darauf, immer rasiert zu sein. Nur seine Hosenbeine, die er wegen der Hitze oberhalb der Knie gekappt hat, stören den gutbürgerlichen Eindruck. Um seiner Frau den Anblick eines verwilderten Flüchtlings zu ersparen, schickt er ihr von unterwegs per WhatsApp nur Bilder, die ihn vom Gürtel aufwärts zeigen.

Warum diese kleine Täuschung nötig wurde, was der Krieg mit Syrien und seinen Menschen macht, kann Muhannad Zarkar besser erzählen. Während sein Freund Nahhas auf sein Äußeres

Heinz Benisch lebt seit fast zehn Jahren in Ásotthalom. Er wollte den Ungarn deutsche Tugenden beibringen. Er blieb ein Außenseiter und jagt jetzt Flüchtlinge



UNGARN

Ásotthalom

SERBIEN

Subotica

»MEIN LEBEN WAR EIN
TRAUM. ICH HATTE EINE
FAMILIE, MEINE BEIDEN
SÖHNE BESUCHTEN
EINE GUTE SCHULE,
WIR BESASSEN EIN HAUS
UND EIN AUTO«

ABDULRAHMAN NAHHAS

Immer am Gleis entlang: Nahhas und Zarkar orientieren sich an Schienen und Autobahnen. Ihr Ziel ist Deutschland, alle anderen Länder durchqueren sie möglichst schnell

bedacht ist, die kleinen Geschenke der Welt liebt, ist Zarka ein eher nachdenklicher Typ. Weil er so viel liest, nannte ihn seine Mutter ihre „Büchermaus“.

Zarka studierte Betriebswirtschaftslehre, fand einen Job bei der syrischen Staatsbahn, wo er Nahhas kennenlernte. Die Arbeit bedeutete ihm nicht viel, war aber unabdingbar für seinen Traum: sich zu verlieben, eine Frau zu finden und Kinder zu bekommen. Der Krieg machte seinen Traum zunichte. „Verdammt, ich bin einunddreißig und immer noch unverheiratet“, sagt er. Nach Deutschland will er, um eine zweite Chance zu bekommen. Seine Mutter und Schwester musste er in Aleppo zurücklassen. Die Schwester überlebte mit knapper Not eine Verletzung, die ihr ein Scharfschütze während eines Straßenkampfs in Aleppo zufügte. Zarka wollte die beiden nicht im Stich lassen. Doch die Armee rekrutiert mittlerweile auch Männer in seinem Alter – und was das bedeutet, kennt er seit seinem Wehrdienst: Demütigungen, Erschöpfung, Drill. Wäre er nicht abgehauen, wären noch zwei Dinge dazu gekommen: Töten und Sterben.

S einen Traum leben, das wollte auch Benisch. Deswegen kam er nach Ungarn. „Andere lieben Pferde, ich hatte sie“, sagt er. „Durch mein Geld hatte ich Macht.“ Er drückt den Anlasser am polierten Chromlenker seines Motorrollers, fährt am Blumenladen vorbei, biegt am Ende der Straße rechts ab und passiert das kleine Rathaus, die Kirche und die Bar, in der Männer in karierten Hemden Bier trinken. Gleich darauf lässt er die rissigen Bürgersteige hinter sich und damit den Ort, der so ähnlich auch in Sachsen liegen könnte. Hinter dem letzten Haus mit seinen hohen Zäunen mündet die Hauptstraße in eine Chaussee, die viele kleine Grenzorte verbindet und an der das Niemandsland zwischen Serbien und Ungarn aus Feldern, Wäldchen und einsamen Weilern endet. Dunkler Wald zieht an Benisch vorbei, als er zu seinem ersten Kontrollpunkt abbiegt.

Hinter einer langegezogenen Kurve entdeckt er einen verdreckten Reisebus, der mit laufendem Motor am Straßenrand steht. Daneben zwei Polizeiwagen. Die Polizisten hetzen auf und ab, treiben eine Gruppe Flüchtlinge an. Die sollen sich in Zweierreihen aufstellen, bevor sie in den Bus einsteigen. Es ist einer der Punkte, an denen die Polizei Flüchtlinge zusammentreibt, die sie an der Grenze aufgegriffen hat. Die Polizisten tragen Latexhandschuhe und Mundschutz. „Flüchtlinge verbreiten gefährliche Krankheiten“, sagen sie. Benisch steuert rechts an dem Bus vorbei und bezieht Posten in sicherem Abstand.

Was den Flüchtlingen hier passiert, ist genau das, wovon Nahhas und Zarka nach dem Grenzübertritt auf der Hut sein müssen: bloß nicht von der Polizei aufgegriffen werden. Jeder, den sie schnappen, muss in Ungarn Asyl beantragen. Aus der Traum von Deutschland. Stattdessen: überfüllte Lager, prügeln-de Polizisten, ewig dauernde Asylprozesse.

Auf dem Parkplatz zieht eine Gruppe von vierzig Afghanen an Nahhas und Zarka vorbei. Junge Männer, Väter mit Plastiktüten und Bündeln in den Händen, Mütter mit Säuglingen vor der Brust. Ihre dunklen Gesichter sind müde. Die Kinder lassen sich stumm mitziehen. Nahhas und Zarka folgen ihnen, an den Obstständen vorbei, hinter dem Tennisplatz auf die Gleise. Zwischen den Schwellen ragt spitzer Schotter, der sich in die Sohlen bohrt, auf dem man leicht umknickt. Vom Tennisplatz hört man das Stöhnen der Spieler. Ein paar Schritte weiter nur noch Grillen, die im verdorrten Gras zirpen, und in der Ferne heiseres Bellen.

Heinz Benisch klappt das Visier seines Helms hoch und starrt hinüber zum Sammelpunkt, wo die Flüchtlinge stehen. Er sieht:



Schilder warnen vor Gift. Serbische Bauern haben sie aufgestellt, um Flüchtlinge davon abzuhalten, die Früchte zu pflücken

fremde Gesichter, gebeugte Gestalten, verschlissene Taschen. „Guck dir das an, Dreck hoch drei, den die hier machen! Wir brauchen wieder Soldaten und Hunde an der Grenze!“, schimpft er. „Und dann gibt’s nur eins: alle in ein Flugzeug und ab in ihre Länder.“ Benisch kennt diesen Anblick, er gehört zum festen Bestand seiner Kontrollfahrten. 110 000 Flüchtlinge hat Ungarn dieses Jahr registriert. Bis zu dreitausend kommen täglich. Die meisten über diesen Grenzabschnitt.

„Letztens habe ich eine Gruppe gesehen, da ging einer auf Krücken vorneweg. Der hatte nur ein Bein. Was will so einer in der Union? Der kann doch gar nicht arbeiten!“ Benisch gibt Gas, der Sammelpunkt verschwindet im Rückspiegel. Er steuert sein zweites Ziel an: den Zaun, der ihn gegen die Eindringlinge abschirmen soll.

Auf der anderen Grenzseite klettern Nahhas und Zarka vom Bahndamm auf einen Sandweg. Noch sind es acht Kilometer. Sie wollen die Grenze eine Stunde vor Mitternacht überqueren, in der Hoffnung, dass dann wenig Polizei unterwegs ist. Nahhas und Zarka treffen solche Entscheidungen gemeinsam, seit sie sich vor einigen Wochen in der Türkei wiedertrafen, wo jeder dem Schleuser für die nächtliche Überfahrt in einem Schlauchboot zur griechischen Insel Kos tausend Dollar in die Hand drückte. „Man zahlt für seine eigene Beerdigung“, sagt Zarka.

Der Schleuser klemmte einen Elektromotor an das Bootsheck, der sich als viel zu schwach für seine menschliche Fracht erwies – Nahhas, Zarka, vier weitere syrische Freunde, drei Pakistaner und der Schleuser. Kurz nach dem Ablegen verlor der Schleuser die Kontrolle über das Boot. Wellen schlugen über



Der Bürgermeister von Ásotthalom, László Toroczkai, zündete 2006 mit einem rechten Mob das Gebäude des öffentlich-rechtlichen Fernsehens an. Die Redaktion hatte sich geweigert, eine Verlautbarung von ihm zu verlesen

die Bordwände. Nahhas und Zarka krallten sich fest, schickten stumme Gebete in den Nachthimmel, sprachen sich gegenseitig Mut zu. Eine Strömung ergriff das Boot und drohte, sie aufs offene Meer zu ziehen. Wie durch ein Wunder erreichten sie im Morgengrauen das rettende Ufer. Aus Angst vor der Aggression, die Flüchtlingen in Griechenland entgegenschlägt, überquerten sie möglichst schnell die Grenze nach Mazedonien, schlichen bei Nacht nach Serbien hinüber, um an Europas Ostgrenze zu landen, jener magischen Linie auf der Landkarte.

Benisch nähert sich ihr auf seinem Roller. Nach einer halben Stunde Fahrt drosselt er auf einem Feldweg die Geschwindigkeit. Kontrollpunkt zwei. Am Ende des Wegs stehen zwei Polizisten unter einer Pappel. Hinter ihnen schneidet ein vier Meter hoher Zaun die Landschaft entzwei. Oben und unten ist er mit NATO-Draht bewehrt. 175 Kilometer soll er lang werden und Menschen wie Nahhas und Zarka daran hindern, die Europäische Union zu erreichen. Ein vorläufiger Zaun ist bereits fertig, doch hält er die Flüchtlinge kaum auf. Wegen des Zaunbaus drängen gerade jetzt so viele Flüchtlinge zur Grenze nach Ungarn. Die Nachricht davon hat sich bis nach Afghanistan und Syrien verbreitet und die Menschen wollen rüber, bevor es zu spät ist. „Unser Bürgermeister László Toroczkai war der Erfinder dieses Zauns. Das muss mal gesagt werden!“, sagt Benisch. „Der ist zwar ein Rechter, von der Jobbik-Partei, aber nicht alles, was er macht, ist schlecht.“

László Toroczkai ist ein Held der Rechtsradikalen Ungarns. Er hat gute Verbindungen zu den Pfeilkreuzlern, jenen Braunhemden, die der deutschen SS dabei halfen, mehr als eine halbe

Million Juden nach Auschwitz zu deportieren. Auf Facebook ruft Toroczkai dazu auf, männliche Flüchtlinge an der Grenze mit Gummigeschossen aufzuhalten. Seine Partei Jobbik pflegt gute Beziehungen zur deutschen NPD. „Die Migranten kommen aus einer Kultur, in der Konflikte durch Mord gelöst werden“, sagt er. „Und sie sind eine Gefahr für die öffentliche Gesundheit.“ Am schwarzen Brett vor seinem Rathaus hat er ein Plakat mit eben dieser Warnung angeschlagen. Darauf ist ein Arm zu sehen, der von nässenden Eiterblasen übersät ist, dazu Männer in Schutzanzügen, die eine Krankentrage in eine Ambulanz schieben. Es sieht nicht nach Menschen mit wundgelaufenen Füßen aus, sondern nach Ebola-Opfern in Westafrika.

„Wenn ich so sehe, wie runtergewirtschaftet das Dorf vor fünf bis sechs Jahren war, dann muss ich sagen: Toroczkai macht eine gute Politik“, sagt Benisch. „Er hat die Gebäude renoviert, und die Straßen sind sauberer.“

Nahhas und Zarka hetzen entlang der Gleise den Sandweg runter, bis er an einem Schilfgebüsch endet. „Beeilt euch, bleibt zusammen!“, ruft ein syrischer Flüchtling, der mit ihnen auf dem Boot war. „Denkt an die Pakistaner!“ Die sechs Syrer kämpfen sich durch den Schilf. Flüchtlinge, die vor ihnen durchkamen, haben einen schmalen Pfad ausgetreten, der auf den Bahndamm stößt. Auf allen Vieren klettern Nahhas und Zarka hoch. Wer es geschafft hat, streckt den anderen die Hand entgegen.

Auf der anderen Seite stehen pastellfarbene Bungalows mit roten Schindeldächern und gepflegten Vorgärten. Sie halten Zarkas Blick gefangen. Da steht sein Traum. „Ich will studieren, einen Job finden und endlich eine Familie gründen“, sagt er. Bellende Hunde springen an den Zäunen der Bungalows auf und ab.

Ein Stück weiter laufen sie an einem Schild vorbei, das nach Norden zeigt: „Ásotthalom“, steht darauf – der erste Ort im Gelobten Land, die Pforte zum Paradies. Vor einer Apfelplantage steckt ein weißes Holzschild im Boden. Mit roter Farbe steht darauf in Arabisch und Englisch: „Achtung! Ungenießbare Äpfel. Chemisch behandelt.“ Darüber ist ein Totenkopf gemalt. Einer der Männer läuft in die Plantage hinein und pflückt einen Apfel.

Inzwischen hat Benisch seinen dritten Kontrollpunkt erreicht. Auch hier hängt ein Schild: „Betreten verboten“. Das Anwesen des Bürgermeisters. Neben dem Bungalow mit dem roten Dach ragt eine Säule in den Himmel. Darauf thront ein Vogel, der ein Schwert im Schnabel hält. Es ist ein Turul-Vogel, das Kampfsymbol der neuen Rechten in Ungarn.

Die Landstraße verläuft schnurgerade am Anwesen vorbei Richtung Grenze. Benisch parkt am Rand, schaut, ob nicht irgendwas passiert ist. Der weiße Polizeibus taucht am Ende der Straße auf und hält auf Benisch zu. Erst im letzten Augenblick weicht der Fahrer aus, hebt den Arm, schreit aus dem Seitenfenster auf Benisch hinab. „Das war so ein Jobbik-Fahrer!“, ruft Benisch. „Der wollte mich weghauen!“

Die Rechtsradikalen der Jobbik-Partei treiben die Regierungspartei Fidesz in Budapest zunehmend vor sich her. Fidesz ist die Schwesterpartei der deutschen CDU im Europaparlament. Ministerpräsident Viktor Orbán spricht von den Ungarn als „aussterbende Art“. Einer seiner engsten Vertrauten, Zsolt Bayer, schrieb kürzlich: „Ein bedeutender Teil der Zigeuner ist nicht geeignet, unter Menschen zu leben. Sie sind Tiere. Diese Tiere sollen nicht sein dürfen. In keiner Weise. Das muss gelöst werden – sofort und egal wie.“



Die Flüchtlinge hoffen, dass die Dunkelheit sie vor den Blicken der Grenzpolizei schützt. Eine letzte Zigarette beruhigt die Nerven



Ein ungarischer Feldhüter informiert Flüchtlinge über den Weitertransport ins Lager. Sie haben es bis hierher geschafft, sie wollen es auch bis Deutschland schaffen



Muhannad Zarka hat Sehnsucht nach seiner Familie in Syrien und ist sich nicht sicher, ob er in Deutschland willkommen ist. Soll er umkehren, fragt er sich

SCHRITTE:

111 218



Die Unterkunft von Raphael Thelen und Maria Klenner in Ásotthalom war ein Landhaus am Rande des Dorfes, umgeben von einer hohen Mauer. Der Besitzer begrüßte die beiden und deutete auf das massive Holztor: „Keine Angst, hier seid ihr vor den Flüchtlingen sicher“

Über Nahhas und Zarka geht zwei Kilometer vor der serbischen Grenze ein fatter Vollmond auf und taucht alles in fahles Licht: gedrungene Büsche, Müll, Gleise. Unter einer Brücke halten sie an, sie sind schneller vorangekommen als erwartet, wollen Kraft sammeln für das letzte Stück, für den Sprung über Europas Grenze. Aus ihren Rucksäcken holen sie Wasserflaschen und ein paar Kekse. Es ist still, abgesehen von den Autos, die auf der nahegelegenen Autobahn Richtung Grenze fahren. Es ist kühl geworden, die Freunde rücken zusammen, wickeln sich in Decken und legen die Köpfe auf ihre Taschen. Zarka will reden.

„Die Deutschen sind ein stolzes Volk. Sie wollen keine Anderen in ihrem Land, und ich habe Angst, dass ich das spüren werde“, sagt er. Der Grund für seine Angst: Auf Al Jazeera hat er einen Bericht über Sachsen gesehen, über brennende Flüchtlingsheime und pöbelnde Nazis. Der Gedanke lässt ihn nicht los, dass ihm in seiner Heimat der Tod droht und es in Deutschland auch keine Sicherheit für ihn gibt.

Benisch fährt auf dem Rückweg bei seinem Freund Csaba vorbei. Vierter Stopp. Csaba, ein gemütlicher Dickbauch mit Rauschebart, serviert Kaffee in kleinen Tassen und Feigen aus seinem Garten. Benisch erzählt vom Zaun und dem Busfahrer, der ihn umfahren wollte und plötzlich verliert der Kompressor in ihm etwas Druck. In diesem Moment der Ruhe wird ihm bewusst, dass er in diesem fremdenfeindlichen Ungarn selbst fremd ist. Ein Ausländer! „Naja, entweder sie lassen mich in Ruhe, oder sie drangsaliieren mich, dass ich freiwillig hier abhaue. Und schon jetzt geht’s in diese Richtung. Dann habe ich die Arschkarte gezogen“, sagt er und macht eine kurze Pause. Und was dann? „Natürlich gehe ich dann zurück nach Deutschland“, sagt er, und seine Stimme gewinnt wieder an Fahrt. Er schlägt auf den Tisch, dass die Kaffeetassen klirren. „Und wenn da ein Ungar ist, dann sag ich: Du, ab nach Hause! Ich bin von euch rausgeschmissen worden, und ich schmeiß dich raus.“

Nahhas hievt seinen Rucksack auf den Rücken und raucht eine letzte Zigarette. Dann klettern er, Zarka und die anderen vier den Hang hoch zur Brücke, steigen über die Leitplanke und gehen das Geländer entlang. Am nördlichen Nachthimmel fächern sich die Scheinwerfer des nahegelegenen Grenzübergangs auf, wie die geöffneten Flügel eines Tors. Im Mondlicht zeichnet sich die Reihe der Flüchtlinge ab. „Scheiß Mond“, sagt Nahhas. „Jetzt können wir zwar sehen, wohin wir treten, aber nachher hilft es der Grenzpolizei.“ Noch einen Kilometer. Sie laufen an einem Feld mit Sonnenblumen vorbei, die ihre schwarzen Köpfe hängen lassen. „Ist das Gebiet hier vermint?“, fragt Nahhas leise. Niemand antwortet. Ein Hochstand ragt in den Himmel. Sie verlassen den Weg, laufen querfeldein. Noch fünfhundert Meter. Das betaute Gras durchnässt ihre Schuhe. Irgendwo krächzt ein Vogel. Plötzlich ein schemenhafter weißer Kasten auf der anderen Seite der Grenze. „Ein Polizeibus?“, flüstert Nahhas. Eilig tauchen sie ein in den Schatten einer Reihe Papeln. Laub knistert unter ihren Schuhen. Nein, kein Polizeibus, sondern ein gedrungenes Bauernhäuschen, jetzt können sie das rote Dach vor den dunklen Bäume erkennen. Nur noch hundert Meter. Sie kreuzen einen Feldweg und laufen am Rand eines abgeernteten Maisfelds auf die Grenze zu. Ohne Sichtschutz. Vor ihnen ein Pfad, den andere vor ihnen ausgetreten haben. Weiter vorn prangt der weiße Grenzstein im Mondlicht. Sie springen über einen schmalen Graben. Noch zwanzig Meter. Da ist der planierte Streifen, auf dem gerade der Zaun entsteht. Sie laufen geduckt darüber hinweg. Noch zwei Meter. Dann verschwinden sie im Dunkeln.